

Basels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert

Autor(en): Albert Burckhardt-Finsler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1901

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/8bf62d7c-99f0-4695-ad07-8fefa40ff7b3>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert.

I.

1800—1850.

Von Albert Burckhardt.



Was für eine gewaltige und manchmal auch gewaltthätige Umgestaltung rasch aufblühende Städte in ihrem äußeren Bilde durchmachen, dafür ist unsere Vaterstadt ein sprechendes Beispiel.

Das alte Basel vor hundert Jahren war doch eine ganz andere Stadt als die heutige Großstadt, welche sich anschickt, über die Kantons- und Landesgrenzen hinauszuwachsen. Zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte eine so weit aussehende Stadterweiterung durch die Herstellung der neuen Befestigungen, welche aus Thoren und Türmen, Mauern und Gräben bestanden, stattgefunden, daß erst nach Verfluß von 450 Jahren ein durchschlagendes Bedürfnis nach einer neuen Stadterweiterung sich fund gab. Ein reger Baueifer, welchem nach dem Eintritt Basels in den Schweizerbund der Neubau des Rathhauses, und etwas später die Errichtung des Kaufhauses zu verdanken waren, hat den Charakter der Stadt nicht wesentlich verändert. Auch das 17. und das 18. Jahrhundert haben an öffentlichen Bauten nicht viel neues hervorgebracht; wohl das bedeutendste war die ehemalige Post, das jetzige Stadthaus. Im übrigen konnte die öffentliche Verwaltung im Rathause und in den vielen ehemaligen Klostergebäulichkeiten reichlich untergebracht werden. Vollends überflüssig wäre der Bau

neuer Gotteshäuser gewesen. Mehrere der alten Ordenskirchen wurden umgebaut und ganz oder teilweise zu höchst profanen Zwecken verwendet. Nur in zwei Punkten kamen im Laufe der Zeit einschneidende bauliche Umgestaltungen vor. Einmal wurde unter dem Eindruck der Kriegsgefahr die Stadtbefestigung durch Erbauung einiger Bollwerke und Schanzen und durch eine durchgehende Verstärkung im Kleinbasel erweitert. Zweitens fand das finanzielle Gedeihen, welches Industrie und Handel im 18. Jahrhundert zur Folge hatten, seinen architektonischen Ausdruck in einer Reihe größerer Privatbauten, welche zum Teil dem unter Markgraf Karl errichteten markgräflichen Palast den Rang streitig machten. Es entstand ein neues Quartier zu St. Johann, wo an Stelle höchst bescheidener Wohnungen mehrere vornehm gehaltene Bauten errichtet wurden. Auch auf dem Münsterplatz und in dessen Umgebung, sowie an der Freien Straße wurden mehrere Häuser im Barockstil aufgeführt, welche wesentlich zu den alten, gotischen Fassaden kontrastierten. Allein das war auch alles, was im Laufe vieler Jahrzehnte geschehen ist. Straßenkorrekturen in größerem Maßstabe unterblieben, so daß, wie gesagt, im Jahre 1800 Basel noch ungefähr dasselbe architektonische Bild darbot, wie zur Zeit, da die Eidgenossen ihren Einzug hielten. In einer Hinsicht war gewiß eine Verarmung des Städtebildes eingetreten, nämlich in Bezug auf die Bemalung der Häuser. Gar manches Fassadenbild, das noch auf Holbein oder auf einen seiner Schüler zurückging, war im Laufe der Zeit verschwunden und bei verändertem Zeitgeschmack nicht mehr ersetzt worden.

So präsentierte sich denn noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Stadt Basel als ein Gemeinwesen, das in seinem äußeren Wesen durchaus den Charakter früherer Zeiten gewahrt hatte, und das auch noch den Anspruch auf den Titel einer Festung oder doch wenigstens eines befestigten Punktes erheben konnte.

Die helvetische Periode nun hat an dem Bilde der Stadt wenig verändert. Dazu fehlte die Zeit, die Ruhe und hauptsächlich das Geld. Wohl wurden da und dort wie im Rathausaal die Basilisken und Baselfstäbe entfernt und durch die Embleme des neuen Einheitstaates, durch Fasces und Tellenhut, ersetzt, im Großen aber trat keine wesentliche Aenderung ein. Auch die Befestigungen der Stadt blieben als solche bestehen, und dienten sogar dazu, das vorübergehend hier befindliche französische Hauptquartier gegen einen Ueberfall zu schützen. Erst in der Mediationszeit, als ein gesichertes Dasein für die Gesamtheit wie für den Einzelnen möglich wurde, entwickelte sich wieder etwelche Bauhätigkeit, die, von dem neu geschaffenen Stadtrate ausgehend, sich zunächst in einer Straßenkorrektur zu St. Johann kundgab, ein Unterfangen, das einem alten Wahrzeichen Basels, dem berühmten Totentanz den Untergang bereitet hat (August 1805). Es folgte einige Jahre später die Korrektur der Sporengrasse, wobei die Häuser zwischen der School und der Brotlaube niedergelegt wurden. Die Neubauten sind zum Theil aus Steinen der Festung Hünningen aufgeführt worden. Die Anwesenheit der Allirten und das infolge davon sich verbreitende Nervenfieber veranlaßten die Anlage des St. Elisabethen-Gottesackers und zugleich das Verbot des Begrabens in den Kirchen.

In den Jahren 1824—1826 wurde unter der Leitung des Deputaten Huber das Rathaus hergestellt und teilweise umgebaut. Damals ist auch die Fassade mit jenen Bildern versehen worden, welche vielfach als Malereien des 16. Jahrhunderts verehrt wurden. Um dieselbe Zeit, da man das Rathaus erneuerte, erfolgte durch Architect Melchior Berri noch ein zweiter Umbau in der innern Stadt, wodurch das Stadtbild wesentlich verändert wurde, es ist dies der Bau des Stadtkasinos, eines Versammlungslokales für gesellschaftliche, musikalische und Ausstellungszwecke, wofür bisher einzelne Zunft Häuser, sowie das Augustinerkloster gedient hatten.

Bemerkenswert ist eine Anregung, welche bald nach der Eröffnung des neuen Gebäudes in den „Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls“ gemacht wurde, und welche dahin zielte, es möchte das Kasino auch zu öffentlicher Besprechung von Fragen, deren Behandlung für das Gemeinwohl wichtig ist, verwendet werden. Dabei sollte auch die leibliche Erquickung, deren der müde Arbeiter am Abend bedarf, nicht ausgeschlossen sein. Man sieht, der Gedanke eines Volkshauses ist für Basel kein ganz neuer, wenn auch vor 74 Jahren man sich die Sache noch etwas anders vorstellte. Mit der Errichtung des Kasinos war übrigens eine durchgreifende Veränderung der dortigen Gegend verbunden. Eine bequeme Verbindung der Gerbergasse und der Steinenvorstadt wurde hergestellt, das Eseltürmlein mußte beseitigt werden, ebenso fielen dem Neubau die Gebäulichkeiten des ehemaligen Barfüßerklosters wenigstens teilweise zum Opfer.

Wenige Jahre nach dem Kasino entstand in dessen Nähe das Theater auf dem Areal des Steinenklosters (1830/31), das heute noch wenigstens in den Umfassungsmauern des linken Seitenflügels des Steinen Schulhauses sein Dasein fristet. Es war ein den Bedürfnissen Basels in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durchaus genügendes Haus, das sich im Innern durch eine gewisse Bierlichkeit und eine ansprechende Gemütlichkeit auszeichnete.

So kam eines nach dem andern, was zur Entwicklung der Stadt als nötig erschien, freilich nicht ohne Widerspruch gewisser Kreise, welche damals ebenso wenig wie heutzutage von dem bildenden Einfluß der mimischen Kunst überzeugt waren und jedenfalls eine staatliche Unterstützung solcher Bestrebungen nicht billigten. Auch einige ansehnlichere Privatbauten wurden in dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts errichtet, so das Hsclin'sche Haus am St. Albangraben durch Berri, die Fassade der Dompropstei, das Wischer'sche Haus an der Rittergasse, der Neue Bau zu St. Johann und anderes mehr. Jedoch diese ruhige, bauliche Entwicklung, welche

langsam aber folgerichtig das alte Basel ummodeln sollte, wurde jählings durch die Wirren zu Anfang der Dreißiger Jahre unterbrochen. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse betrachtete der Basler Bürger seine Thore und Türme, seine Mauern und Gräben mit vermehrtem und erneuertem Wohlgefallen, hatten sie doch in der That die Stadt vor einer Ueberrumpelung durch das Landvolk behütet. Andererseits aber waren gerade diese Befestigungen, die so drastisch die Abschließung des Stadtbürgers gegenüber den Bauern darstellten, den Baselbiestern ein besonderer Dorn im Auge.

Es kam zur Trennung und zur Teilung. Die Finanzlage des neuen Halbkantons war keine rosig; außerordentliche Bauausgaben mußten daher zurücktreten, bis die geschlagenen Wunden einigermaßen geheilt und das Gleichgewicht wieder hergestellt war. Auch die private Bauhätigkeit war durch die politischen Ereignisse infolge der allgemeinen Niedergeschlagenheit gelähmt. Sie war ohnehin während der Restaurationszeit eine bescheidene gewesen. Baumeister wie diejenigen, welche einst das Weiße und das Blaue Haus oder den Kirchgarten errichtet hatten, gab es keine mehr, Maurer-, Schreiner- und Zimmermeister machten sich an Stelle geschulter Architekten breit. Erst allmählich kamen Männer wie Melchior Berri, Christoph Riggerbach, Amadeus Merian und etwas später hauptsächlich Johann Jakob Stehlin zu Geltung.

Als Beweis für die gedrückte Stimmung, welche nach der Trennung des Kantons in Basel vorhanden war, dient auch die Thatfache, daß man nun anfang, nach Kräften zu verkaufen, was von Liegenschaften für den Augenblick irgendwie entbehrlich war, so daß unter anderm Grund und Boden veräußert wurde, welcher in spätern Jahren um theures Geld zurückgekauft werden mußte. Von diesem Schicksal wurden betroffen das Münzgebäude, die Ziegelhütte zu St. Jakob, ein Teil des Präsenzerhofes, auf welchem jetzt die Häuser Bäumleingasse Nr. 5 und 7 stehen, das Ridthaus in

Kleinbasel (jetziges Café Spitz), das St. Albanfloster, ein großer Teil des Begräbnisplatzes bei der Theodorikirche u. a. m. Allein trotz diesem sehr energischen Haushalten wurde doch auch manches ausgeführt, was der Stadt und den Korporationen, die vielfach in den Riß traten, zur Ehre gereicht, und eine verständnisvolle Geschichtsschreibung jener Zeiten wird den Männern, die damals an der Spitze des schwer gedemüthigten Staatswesens gestanden haben, Anerkennung und Dankbarkeit nicht verjagen dürfen, auch wenn deren politische Haltung, vorab in eidgenössischen Fragen, nicht allgemein gebilligt wird. So hat sich denn auch bald nach den Wirren wieder eine größere öffentliche Bauthätigkeit entfaltet, welche von tief einschneidenden Veränderungen begleitet war. Einmal machte damals schon die alte Rheinbrücke den Stadtvätern große Sorgen. Eine Rheinbrückenkommision wurde im Jahre 1835 eingesetzt, welche die Brücke gründlich untersuchen, eine Ausbesserung des sehr schadhaften Bärenfelser Tisches vornehmen ließ und die Verbreiterung der Brückenzufahrt auf der Kleinbasler Seite zwischen Rifthaus und Haus zum Waldeck befürwortete.

Im Jahre 1836 wurde auch der Kreuzgang zu St. Peter und die daselbst befindliche Offenburger Kapelle abgetragen und das Areal größtentheils an Private veräußert. Sogar das Klarabollwerk lief um jene Zeit Gefahr, in Privatbesitz überzugehen, indem ein einflußreicher Rathsherr dasselbe für seinen Sohn, der ein Maurergeschäft betrieb, erwerben wollte. Glücklicherweise zerschlug sich der Handel, was dann die spätere Korrektion jener Gegend bedeutend erleichtert hat. Kleine bauliche Veränderungen der Dreißiger Jahre müssen hier übergangen werden, nur als Kuriosum möchte ich anführen, daß 1837 das Haus zum Hasen, auf dessen Grund und Boden sich jetzt der neue Rathhausturm erhebt, der Regierung vergeblich zum Kauf angeboten wurde. Viel wichtiger hingegen war die im Jahre 1838 beschlossene und auch sofort an die Hand ge-

nommene Erweiterung der Eisengasse. Diese, welche heutzutage wieder kaum imstande ist, den gewaltigen Verkehr zwischen Rheinbrücke und Marktplatz zu bewältigen, war bis zu dem genannten Jahre so enge, daß an der schmalsten erst noch ein Straßenlinie bildenden Stelle zwei Lastwagen nicht neben einander vorbeifahren konnten, und stets eine Schildwache den Fahrverkehr beobachteten und regeln mußte. Eine Folge der Enge war auch eine beträchtliche Dunkelheit der Straße, welche noch durch das massige Rheinthor vermehrt wurde. Dieses mußte daher mit seinem alten Wahrzeichen, dem Lallenkönig, ebenfalls beseitigt werden, was wiederum den Abbruch der anstoßenden Gebäulichkeiten, des sogenannten Neubaus und der Schiffleutenzunft, nach sich zog. Auffallen muß, daß damals die Besitzer der beiden Gasthöfe zum goldenen Kopf und zur Krone sich gegen diese Korrektur mit aller Macht sperren und nur auf dem Prozeßwege durch Zusprechung einer nicht unbeträchtlichen Entschädigungssumme zur Vornahme der nötigen baulichen Veränderungen gezwungen werden konnten. Bei dieser Gelegenheit verschwanden auch die hölzernen Buden auf der Brücke, wo einst der von Hebel besungene Buchbinder Scholer geschaltet und gewaltet und die Brücke mit seiner großen Nase beschattet hatte. Dafür entstand der jetzige Polizeiposten, der damals auch noch die Funktionen eines Bureaus für den Brückenzoll zu versehen hatte. Mit dieser Eisengasskorrektur steht ferner im engsten Zusammenhang die Erbauung des neuen Zunfthauses zu Spinnwettern. Die Architekten Riggerbach und Amadeus Merian erhielten den Auftrag, Pläne zu entwerfen, und der letztere trug den Sieg davon. So entstand jene Fassade, die uns jetzt vielleicht weniger mehr imponiert, die aber vor sechzig Jahren großes und berechtigtes Aufsehen erregte, war sie doch eines der ersten Beispiele jener romanisierenden Münchener Kunststrichtung, durch welche sich Amadeus Merian als begabter Schüler der dortigen Bauakademie bekundet hat.

In demselben Jahre 1839, da mit den soeben angeführten Korrekturen und Neubauten begonnen wurde, trat man dem Gedanken näher, Basel mit Mülhausen durch eine Eisenbahn zu verbinden. Es war das Haus Stehelin in Bitschwiller, welches die Sache an die Hand nahm und auch die ersten Pläne anfertigen ließ, wonach der Bahnhof oberhalb des Klingelberges zu stehen gekommen wäre. Freilich ist es dann noch einige Jahre gegangen, bis das Projekt unter veränderten Verhältnissen und auch mit wesentlicher Abänderung des ursprünglichen Planes zur Ausführung gelangte. Allein der Gedanke des Bahnbaus beschäftigte zu Ende der Dreißiger Jahre die Gemüter der Basler auf das Lebhafteste, so daß schon am 2. Januar 1838 die Basler Zeitung in einem Zeitartikel sagen konnte: „Wenige Orte auf dem Festlande beschäftigten in jüngster Zeit den Unternehmungsgeist lebhafter als unsere Vaterstadt. Von allen Seiten wird heutzutage eine Verbindung gesucht, gleichsam als wollte sie die Vorsehung für die unverdienten Kränkungen und für die schmerzlichen Wunden einigermaßen entschädigen, welche ihr Neid, Undank, Unwissenheit und Treubruch geschlagen haben.“ Nachdem dann der Verfasser auch den Bedenken politischer und militärischer Art Ausdruck verliehen hat, kommt er auf ein großartiges Projekt zu sprechen, welches eine elsässische Gesellschaft studiere. Danach würde ein Rheinkanal von Basel nach Straßburg gebaut, durch dessen Gefälle etwa 40,000 Pferdekräfte zu gewinnen wären. „Teilweise würde die Wasserkraft benutzt, um mittelst zahlreicher Turbinen auf einer längs dem Kanal erbauten doppelten Schienenbahn große Wagenzüge an langen Ketten mit der Schnelligkeit von 6—8 Lieuen in einer Stunde fortzubringen, ebenso kann auch die Schifffahrt betrieben und ein Teil des Wasserüberflusses zur Bewässerung des breiten Rheinthales verwendet werden.“ Wir erwähnen dieses Elsässer Projekt deshalb heute nicht ohne ein gewisses Interesse, weil ja in neuester

Zeit wieder analoge Ideen aufgetaucht sind, die freilich ebenso sehr noch ihrer Verwirklichung harren wie jene Pläne unserer Großeltern.

Weniger zu reden gab eine Anzahl baulicher Veränderungen im Innern der Stadt, die aber doch nicht ohne Bedeutung geblieben sind. So wurde infolge der Verlegung des Bürgerhospitals von der obern Freien Straße nach dem Marktgräßlichen Hofe und infolge der Erweiterung des letztern (1838—1842), welches großartiges Unternehmen durch Architekt Riggensbach geleitet und durch freiwillige Gaben der Bürgerschaft in hochherziger Weise unterstützt wurde, auch die Entfernung des sogenannten Doktorgartens am Petersgraben notwendig. Dafür entstand ein neuer botanischer Garten vor dem Aeschenthor, welcher freilich nach Verfluß von 50 Jahren wiederum den neuern Anforderungen und veränderten Bedürfnissen zum Opfer gefallen ist.

Daß übrigens trotz den vorangegangenen Unglückstagen die Stadt dennoch wieder in einem Stadium des Aufblühens sich befand, geht auch aus der Thatsache des wachsenden Raummangels in Bezug auf die öffentliche Verwaltung und die Schulen hervor. Die Central-Polizeidirektion hatte nicht mehr genügenden Platz in der Rebleutenzunft und kündete dem Vorstand die bisher benützten Lokalitäten auf 1. März 1840, um von da an ihre umfangreiche Thätigkeit im alten Chorherrenstift zu St. Leonhard, dem Lohnhofe der letzten Jahrhunderte, fortzusetzen. Ferner erhielt der Bauinspektor den Auftrag, die obrigkeitlichen Gebäude des Münsterplatzes aufzunehmen, damit dieselben auf ihre Verwendbarkeit für Schulzwecke geprüft werden konnten. Leider waren schon in der Mediationszeit zwei der schönsten Gebäude des Münsterplatzes, der Regisheimer- und der Andlauer-Hof, an Private verkauft worden, wodurch eine durchgehende Verwendung der sonst so passenden Lage für Schul- und Museumszwecke wesentlich erschwert wurde.

Zu gleicher Zeit wurde mit großem Eifer an der Erbauung des neuen Bärenfelsen Thores gearbeitet, auf welches dann auch die kleine Brückenskapelle zu stehen kam. Zu den weniger gelungenen Arbeiten hingegen möchten wir die verschiedenen kleinern Umbauten der städtischen Pfarrkirchen rechnen, welche ebenfalls infolge des beständigen Anwachsens der Bevölkerung mit Letznern und Emporen versehen werden mußten. Hauptsächlich wird man den Umbau der St. Albankirche bedauern, welche durch Verkürzung des Hauptschiffes und Entfernung des einzigen Seitenschiffes verstümmelt wurde.

Solche etwas brutale Aenderungen werden weniger den einzelnen Mitgliefern der diesbezüglichen Behörden oder dem jeweiligen ausführenden Architekten als vielmehr der ganzen Zeit- und Geschmacksrichtung zur Last fallen. Immerhin kann es auffallen, daß wenigstens bei einer alten Kirche nicht mit mehr Schonung vorgegangen wurde, da doch dieselbe von Alters her der Gegenstand der Bewunderung war und auch, wie Totentanz und Lallenkönig, als ein Wahrzeichen der Stadt gelten konnte, wir meinen die Barfüßerkirche, von welcher der Basler Bürger zu rühmen weiß, daß sie den höchsten Chor am Rheinstrom besitze, eine Annahme, welche bei Beschränkung auf die Bettelordenskirchen ihre Richtigkeit hat. Wir werden sehen, daß gerade hier die alten Formen sehr wenig geschont worden sind, und daß durch die Unterwölbung des hohen Chores ein Experiment ausgeführt wurde, welches für den ganzen Bau leicht verderblich hätte werden können. Kaufhaus und Post waren im Laufe der Zeit zu klein geworden und trotz der eröffneten Dampfschiffahrt auf dem Rhein, deren Güterverkehr durch das Rheinlagerhaus an der Schifflande bewältigt wurde, steigerte sich der Verkehr auf der Achse so sehr, daß die Räumlichkeiten des alten Kaufhauses zwischen der Freien Straße und dem Rindermarkt nicht mehr genügten. Deshalb warf die Kaufmannschaft ihr Auge

auf das alte Barfüßerkloster, dessen bisherige Insaßen ein neues Heim an der „Lottergasse“ gefunden hatten. Große bauliche Veränderungen waren in jener Gegend ohnehin notwendig geworden infolge der Verlegung des Spitals; es entstand die Kaufhausgasse und zugleich wurde der Aeschenchwibbogen samt den anstoßenden alten Gebäulichkeiten der Staatschreiberwohnung abgetragen. Damit steht auch in Zusammenhang die Erbauung des „Schildhofes“, welcher wahrscheinlich nach französischen Plänen durch Baumeister Heimlicher und Oberst J. J. Stehlin ausgeführt wurde, es ist dies dasjenige Privatgebäude, welches nach langer Unterbrechung wieder einen großartigern Zug und über das Alltägliche hinausgehende Aspirationen bekundete.

Ein weiterer Beweis des Aufstrebens der Stadt liegt in der Thatfache, daß sowohl diesseits wie jenseits des Rheines sich das Bedürfnis nach größern dem Fremdenverkehr und der bürgerlichen Geselligkeit dienenden Gebäulichkeiten geltend machte. So entstand im Kleinbasel auf Grund und Boden des alten Riehthauses das Gesellschaftshaus, welches an Stelle der drei bisherigen Häuser zum Greifen, zur Haren und zum Nebhaus die drei Kleinbasler Gesellschaften unter einem Dach zu vereinigen bestimmt war. Auch hier war es Amadeus Merian, der den Plan dazu entworfen hat. Viel bedeutender aber war am Blumenrain der Neubau des Gasthofes zu den „Drei Königen.“ Das berühmte Haus, dessen Speisesaal im vorigen Jahrhundert zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehörte, war für die modernen Bedürfnisse zu klein und unansehnlich geworden, zudem rechnete man auf eine vermehrte Kundsame infolge der Rheindampfschiffahrt, so daß schon der 1830—1840 hier waltende Besitzer, Joseph Müller von Altkirch, sich mit den Gedanken eines Neubaus befaßte. Jedoch die Sache zerschlug sich wieder, und im Jahre 1841 ging das Haus durch Kauf an den Schneidermeister Johann Jakob Senn über. Dieser entschloß sich

in der That zu dem Neubau und ließ ebenfalls durch Amadeus Merian die Pläne anfertigen. Am 15. November 1842 wurde mit dem Bau begonnen und am 15. Februar 1844 konnte die Einweihung des Hauses stattfinden. So ist Basel zu einem Gasthofe gekommen, welcher, entsprechend den berühmten Traditionen des alten Hauses, auch in der neuen Zeit alle die vornehmen Gäste wieder aufzunehmen im Falle war. In einer Zeit, da die opulenten Paläste der schweizerischen Kurorte und Fremdenstationen noch nicht errichtet waren, erregte das neuerstellte Basler Hôtel allgemeine Bewunderung, und bis auf den heutigen Tag bildet die einfache aber vornehm gehaltene Fassade den sprechendsten Ausdruck für die Art und Weise, wie das alte Basel seine vielen hochgestellten Gäste zu empfangen und beherbergen gewohnt war. An dieser Stelle sollen auch noch einige Privathäuser erwähnt werden, deren Erstellung in jene Zeit fällt und welche aus dem Rahmen des Alltäglichen heraustraten. So erinnern wir an Clarahof an der Rebgrasse, an den Saalbau des Domhofes, sowie an das Burckhardt-His'sche Haus, das an Stelle der alten St. Johannkapelle zu stehen kam.

Sehen wir uns nach den öffentlichen Bauten um, so fallen in die ersten Jahre des 5. Jahrzehnts die Errichtung des Real-Gymnasiums im Reischacherhofe, und eines Pfarrhauses zu St. Leonhard, wodurch ein Teil des gotischen Kreuzganges beseitigt werden mußte, eine Anzahl kleinerer Bauten für Schulzwecke u. a. m. Von großen Fragen aber beschäftigten die Behörden in steigendem Maße die Kaufhaus- und Postverlegung, die Anlage eines französischen Bahnhofes, sowie etwas später die Errichtung des neuen Museums. Die Bahnangelegenheit insbesondere war von der größten Wichtigkeit; eine besondere Eisenbahnkommission unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Burckhardt-Paravicini wurde eingesetzt, wobei es sich in erster Linie um die Frage handelte, ob der Bahnhof innerhalb oder außerhalb der Stadtbefestigung anzulegen sei. Die Entschei-

dingung fiel zu Gunsten der Umfassung des neuen Bahnhofes durch die Befestigungen, und so erlebte denn Basel das für uns befremdliche Schauspiel, daß vom hohen Wall, auf welchem sich jetzt das Bernoullianum befindet, bis zum St. Johanthor neue Festungswerke angelegt und ausgeführt wurden. Ein besonderer Direktor dieser Fortifikationsbauten wurde in der Person des Obersten Hegner aus Winterthur nach Basel berufen und so um teures Geld ein Werk errichtet, durch welches man die Sicherheit der Stadt zu fördern hoffte, das aber schon nach 16 Jahren thatsächlich preisgegeben wurde. Dabei wird man sich daran erinnern müssen, daß bei der in den Vierziger Jahren von Basel befolgten eidgenössischen Politik eine große Abneigung gegen die Stadt seitens der liberalen Elemente der Schweiz bestand, so daß ein auch gegen Basel gerichteter Freischarenzug nicht zu den unmöglichen Dingen gehörte. Gegen derartige Eventualitäten sollte durch die erneute und erweiterte Stadtbefestigung Basel geschützt sein. Recht hübsch nahmen sich jene aus rotem Sandstein erbauten Mauern mit ihren Schießscharten aus, und gerne erinnern wir uns noch an das zinnenbekrönte Eisenbahnthor, dessen schmiedeeiserne Flügel des Nachts geschlossen waren, um so die Stadt vor einem Ueberfall aus dem Elß zu behüten. Selbst auf der Tagung des Jahres 1843 kam die Angelegenheit zur Sprache, indem der bernische Gesandte instruktionsgemäß die Frage aufwarf, ob nicht durch die Einführung der Straßburger Bahn in die Stadt Basel die Wahrung der schweizerischen Neutralität erschwert werde. Der Vertreter Basels beruhigte sodann seinen Berner Kollegen, so daß dieser auf einen weiteren Antrag Verzicht leistete. Nicht ohne einige Verwunderung mögen die vielen Eidgenossen, welche im Sommer des Jahres 1844 das eidgenössische Schützenfest zu Basel besuchten, die entstehenden Bahnhof- und Festungsbauten in Augenschein genommen haben. Dieses Schützenfest selbst aber brachte eine sehr umfangreiche bau-

liche Thätigkeit, wenn auch nur ephemerer Art mit sich; immerhin fanden jene hölzernen Bauten auf der Schützenmatte allgemeine Anerkennung und hielten auch vollkommen Stand gegen die schlimmsten Unbilden der Witterung, wodurch auch jenes Basler Schützenfest heimgesucht wurde.

Hatten zu Anfang der Vierziger Jahre hauptsächlich die obere Freie Straße und die Eisengasse die Thätigkeit der Baubehörden in Anspruch genommen, so war es jetzt der untere Teil der Freien Straße, welcher mit allem Nachdruck behandelt wurde. Anlaß hiezu gab der schon früher erwähnte Plan, die Post ins alte Kaufhaus zu verlegen. Jedoch die Verwirklichung dieser Aufgabe verursachte lange Beratungen, mehrfache Entwürfe, auch bittere Enttäuschungen persönlicher Art, bis dann endlich die Pläne des in Paris ausgebildeten Architekten Johann Jakob Stehlin ausgeführt wurden. Ein Hauptgegenstand des Streites bildete die Verwendung der alten Bauteile, welche einen neuen gewichtigen weil sachkundigen Bewunderer in dem Berliner Baurat von Quast gefunden hatten. Nach einem Entwurfe des Bauinspektors, der auch von der Kaufhauskommission genehmigt worden war, sollten die Portale und Fenster mit ihrem verschlungenen Astwerk beseitigt und an anderer Stelle, etwa an der Universität, verwendet werden. Lange schwebte die Sache hin und her, bis dann erst nach Einführung der neuen Bundesverfassung der Entscheid zu Gunsten des Stehlin'schen Planes entfiel, welcher diese Altertümer so viel als möglich schonte. Allein der Bau der neuen Post erfolgte erst zu Anfang des sechsten Jahrzehntes, so daß wir hier noch vorher einige anderen Arbeiten zu erwähnen haben.

Wie die Post, so gab auch die Rheinbrücke viel zu denken, zu reden, zu schreiben und zu zeichnen. Alle damals möglichen Arten eines Neu- oder Umbaues kamen zur Sprache, war es doch die Zeit, da man nach englischem Vorbild auch auf dem Kontinente anfang, umfang-

reichere Eisenkonstruktionen auszuführen. Allein da heißt es im Verwaltungsbericht von 1844: „da diese Vorschläge für eine allgemeine Verbesserung so umfassend und so kostspielig waren, daß nähere Beratungen und Vorlegung an den Großen Rat vor der Ausführung jedenfalls hätten vorausgehen müssen, die Herstellung von zwei schadhaften Jochen jedoch sehr drängte, so wurde der Entscheid über die allgemeinere Korrektion auf ein folgendes Jahr verschoben.“ Im Jahresbericht dieses folgenden Jahres (1845) aber steht darüber geschrieben: „Der Gegenstand wird nun in den nächsten Jahren abermals zur Sprache kommen.“ Man behalf sich mit Flickarbeiten und konnte deshalb im Verwaltungsbericht für 1847 sagen: „Das Projekt des Umbaues der Rheinbrücke wird von dem Baukollegium und dem Bauinspektor nicht aus dem Auge verloren. Bei zweimaligem Unterjuch der Brücke zeigte es sich, daß die angebrachten Notpfeiler und Verschäalungen die beabsichtigte Sicherstellung auf die Dauer einiger Jahre gewähren.“ Im Jahre 1850 trat man mit Ingenieur Dollfuß in Unterhandlungen, damit er Pläne, Kostenberechnungen und Beschreibungen einer „gesprengten steinernen Brücke“ eingebe „da in der Zwischenzeit der Gedanke an die Möglichkeit einer gewölbten steinernen Brücke sich geltend gemacht hatte.“ Jedoch es bedurfte des Hochwassers von 1852, bis zu einer gründlichen Umgestaltung der Brücke geschritten wurde, eine Thatfache, von welcher später noch die Rede sein wird.

Erfreulicher als der Gang oder Nichtgang der Brückenfrage, war der Bau des Museums, das an Stelle des alten Augustinerklosters und spätern obern Kollegiums zu stehen kam. Die Kunstsammlungen der Stadt waren bisher mit der Bibliothek im Hause zur Mücke untergebracht, während die naturhistorischen Sammlungen im Falkenstein Hof ihre Unterkunft gefunden hatten. Die solchen Instituten eigene Ausdehnungskraft und die daraus folgende Raumnot machten einen Neubau zur Notwendigkeit. Um schweres Geld hatte

die Stadt ihre Kunstschätze bei der Teilung der Kantons loskaufen müssen; jetzt galt es, diesen Kostbarkeiten ersten Ranges eine neue Heimstätte zu bereiten. Daß eine Stadt wie Basel ein eigenes großartiges Museum errichte, stand zu jenen Zeiten in unserm Vaterlande einzig da. Andere Gemeinwesen begnügten sich mit mehr oder weniger gut eingerichteten Raritätenkammern oder verzichteten überhaupt auf Sammlung und Aufbewahrung von Gemälden. In Basel war die Pflege der Kunst alte Tradition, und so wird es auch nicht auffallen, daß schon wenige Jahre nach der Trennung man sich mit dem Gedanken eines Museumsbaues trug. Im Jahre 1842 gewann die Angelegenheit durch die Gründung eines besonderen Museumsvereines Gestalt. Es erfolgte die Ausschreibung einer Konkurrenz, aus welcher Architekt Melchior Berri siegreich hervorging. Die Behörden wandten dem Unternehmen ihre volle Sympathie zu. Das Augustinerkloster wurde als Baustelle ausersehen, wobei die alte Ordenskirche stehen bleiben und hauptsächlich zur Aufnahme der Bibliothek eingerichtet werden sollte. Von der Hauptfassade wird im Verwaltungsbericht für 1843 mit Recht gerühmt, „es sei ein Plan vorgeschlagen, der sich durch Harmonie und künstlerischen Geschmack gleich auszeichnet, und dem wir in Uebereinstimmung mit dem löblichen Vereinsauschuß unsere volle Beistimmung erteilen können; überhaupt ist der ganze Plan durch Herrn Berri mit sichtbarer Liebe zur Sache und mit vielem Eifer auf treffliche Weise ausgearbeitet; alle Details sind sorgfältig untersucht, in Uebereinstimmung gebracht und sodann auch berechnet worden. Wir könnten daher nur unsere ungeteilte Freude bezeugen, wenn dieser schöne Plan ins Werk gesetzt würde.“ Er wurde ins Werk gesetzt; denn am 12. November 1844 konnte der Grundstein gelegt werden und am 26. November 1849 fand die feierliche Einweihung des Gebäudes statt. Hier war es die genaue Anlehnung an die Antike, welche dem Ganzen den Stempel auf-

drückt, wie denn Architekt Berri im Gegensatz zu der Romantik der Münchener Schule, dem Klassizismus Schinkels und der Berliner sich anschloß. Auch die Bildhauerkunst kam an dem neuen Museum zur Geltung, indem die sieben Felder des obern Frieses durch Reliefs von J. J. Dehslin in Schaffhausen geschmückt wurden, welche Künste und Wissenschaften verherrlichen. Mit diesem neuen Museum, dem Meisterwerke Berris, war auf lange Zeit für die Bedürfnisse der städtischen Sammlungen gesorgt, bis dann infolge gewaltiger Vermehrung der Bibliothek für diese ein neues Gebäude errichtet und so der Gemäldegalerie und den naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen eine neue Möglichkeit zur Ausdehnung geschaffen wurde.

Profaischen Zwecken diente das Kaufhaus, das ungefähr zu gleicher Zeit wie das Museum errichtet wurde. Wir haben darauf hingewiesen, daß in diesem Fall das alte Barfüßerkloster erhalten mußte. Der Architekt war Christoph Riggerbach, er hat der Kirche noch eine eingehende Beschreibung gewidmet, hat die Behörden auf die daselbst noch erhaltenen Denkmäler alter Kunst aufmerksam gemacht, allein deren Rettung ist ihm nicht gelungen, und auch der Bau selbst erlitt eine wesentliche Umgestaltung. Recht stattlich, wenn auch mit der gothischen Kirche in starkem Widerspruche stehend, nahmen sich jene drei gewaltigen Thore auf dem Barfüßerplatz aus, welche so recht die merkantile Bedeutung Basels versinnbildlichen sollten. Aus drei Ländern, der Schweiz, Deutschland und Frankreich langten hier die Waren an, deren Verkehr die solide Grundlage von Basels Reichthum bildeten. Am 15. Juni 1846 wurde der Neubau bezogen und sofort entwickelte sich daselbst ein ungemein reges Leben, dem erst der überhand nehmende Eisenbahnverkehr in den spätern Jahrzehnten ein Ende bereitete. Als etwelchen Trost für die jetzige Zeit mag die Thatfache dienen, daß bei dieser Baute eine ziemlich große Ueber-

schreitung des Voranschlages vorgekommen ist; statt der in Aussicht genommen Fr. 350,000 wurden Fr. 430,000 verausgabt, eine Erscheinung, über welche man sich bei Umbau alter Gebäude nicht allzusehr verwundern wird. Die Vollendung des Kaufhauses war übrigens die einzige größere bauliche Anstrengung Basels im Jahre 1846, so daß die Regierung den für unsere Ohren ungewohnten Satz „größere Bauten an Staatsgebäuden waren keine nötig“ ihrem Berichte einfügen konnte. Ein Lobspruch gebührt in diesem Jahre 1846 der antiquarischen Gesellschaft, auf deren Vorstellungen die Regierung das im Chor der Predigerkirche befindliche, für den Bau so verderbliche Salzmagazin entfernte.

In Bezug auf die Eisenbahnen hatte die Stadt Basel keine weitem Ausgaben und Umstände; der Bahnhof war schon am 11. Dezember 1845 dem Betrieb übergeben worden, nur trug man sich im Schoß der Regierung mit einigen Bedenken, weil die Bahnverwaltung die Ankunft des ersten Zuges auf neun Uhr angesetzt hatte, was möglicherweise an Sonntagen eine Störung des Gottesdienstes zur Folge haben konnte. Um diesem Uebelstande abzuhelpen wurde bestimmt, daß die Omnibusse der Gasthöfe sich vor neun Uhr beim Bahnhof einfänden und erst nach zehn Uhr denselben wieder verlassen durften. Man kann sich vorstellen, wie unangenehm für die ankommenden Reisenden eine derartige Wartestunde war. Allerdings wurde dadurch der Stadt Basel der Ruf peinlicher Frömmigkeit auch im Ausland gesichert.

An den Befestigungen wurde weiter gearbeitet, dieselben gingen ihrer Vollendung entgegen. Mit dem provisorischen Verwaltungsrat der schweizerischen Centralbahn, sowie mit der badischen Regierung wurden Verhandlungen angebahnt, die jedoch noch nicht zu greifbaren Resultaten führten.

Das Jahr 1847 stand allzusehr unter dem Druck der politischen Fragen und Ereignisse, als daß eine größere bauliche Thä-

tigkeit sich hätte entfalten können. Verfassungsrevision und Sonderbundskrieg nahmen die Gemüther der Stadtväter vollkommen in Anspruch, man beschränkte sich daher auf das Notwendigste. So wurden Pläne entworfen für eine Renovation der St. Martinskirche und eine Umgestaltung ihrer Umgebung. Dazu kam eine Anregung aus musikalischen Kreisen, welche ein größeres Podium für die Aufstellung zahlreicher Chöre begehrten. Auch war hier der Kirchenbesuch so stark, daß schon aus diesem Grunde eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse geboten war. In Folge davon wurde dann in den nächsten Jahren jener Umbau vorgenommen, dessen Resultat in den ältern Auflagen des Bäderer'schen Reisehandbuches der Schweiz stets als musterhafte Verwendung eines gotischen Baues für protestantischen Gottesdienst angeführt wurde, welcher aber im Grunde so häßlich als möglich ist, indem dadurch die untern Teile der tragenden Glieder verdeckt, alte Epitaphien zerstört wurden und die Fenster dem neuen Boden so nahe kamen, wie es wohl in einer Eß- oder Wirtsstube, nicht aber in einer gotischen Kirche angezeigt ist. Auch die Umgebung der Kirche erlitt etwelche Veränderungen, indem eine alte Kapelle, welche der Spinnwetternzunft gehörte, sowie ein altes Haus abgetragen und ein Teil des Rathausgartens mit dem Kirchplatz vereinigt wurde. Wie bei so mancher baulicher Verbesserung, so war auch hier viel guter Wille und praktischer Sinn vorhanden, allein in ästhetischer Hinsicht ließ die Arbeit sehr zu wünschen übrig.

Daß auch die Eisenbahnfrage nicht ruhte, liegt auf der Hand. Zwar mit der Straßburger Bahn gab es keine weitem Anstände mehr, nachdem auch im Sommer sämtliche Fortifikationen kollauiert und der Schildwache am Eisenbahnthor die diesbezügliche genaue Consigne erteilt worden war. Schwieriger wurde die Eisenbahnfrage auf der rechten Seite des Rheines, wo die badische Regierung Wiene machte, wegen obwaltender Differenzen die Staatsbahn von

Simeldingen nach Weil und Lörrach weiterzubauen und Basel auf sich beruhen zu lassen, was dann dort zur Folge hatte, daß in Basel die bestehende Eisenbahnkommission um einige sachverständige Männer vermehrt wurde.

Freilich konnten die Drohungen der badischen Regierung nicht so schnell verwirklicht werden, davor behütete uns die ausgebrochene Revolution der beiden nächsten Jahre, und nachher ließen dann die Nachbarn wieder mit sich reden. Diese Wirren aber hatten auch für Basel insofern ihre Nachwirkungen, daß alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Behörden, soweit sie nicht durch die Neugestaltung der Eidgenossenschaft in Anspruch genommen waren, der Grenze und deren Sicherung zugute kamen. Zwar arbeitete der Bauinspektor eifrig an den Plänen für eine neue Rheinbrücke und am Umbau des Kaufhauses zur Post, jedoch ausgeführt wurde von solchen großen Unternehmungen nichts. Was geschah, war, bezeichnend genug für die damaligen Zeitläufe, die Einrichtung einer Wachtstube im Chor der Klingenthalkirche und die Erbauung einer eben solchen am untern Rheinweg. Zum erstenmale begegnen uns in diesem Jahre auch kleinere Arbeiten am Münster, es handelte sich um eine neue Bedachung des Chores, „wobei das unpassende Gelände weggeschafft wurde, welches durch ein neues, dem vorherrschenden Baustyl entsprechendes, ersetzt werden wird.“ Derartige kleinere Erneuerungen führten dann schließlich zu dem Beschluß, eine vollkommene Herstellung des Innern vorzunehmen, welche später noch zu behandeln sein wird.

Auch das Jahr 1849 zeichnete sich in baulicher Hinsicht durch eine große Zurückhaltung aus, wie sie unserer jüngern Generation kaum mehr verständlich ist. Die Grenzbesetzung und die nachfolgende Choleraepidemie machte die Herrichtung der Gnadenthalkaserne für einen Militär- und Cholerahospital nötig; im Klingenthal und in der Blümlikaserne wurde einiges in bessern Stand gestellt, der Seiler-

turm beim hohen Wall sowie die Stadtmauer beim St. Johanthor und bei der Missionsgasse (jetzt Leonhardstraße) ausgebessert u. a. m. Auch der Mentelinhof wurde damals für den neuen Bürgermeister in Stand gestellt. Auf dem kantonalen Baubureau entwarf Amadeus Merian Pläne für die Vergrößerung der Klara-kirche und für die Innenrestauration des Münsters. Auf dem Lohnhofareal fanden einige Arbeiten statt, wodurch die Niederlassungskommission den nötigen Platz erhielt; allein sonst erfahren wir nichts von irgendwelcher umfangreicherer baulicher Thätigkeit, und den nämlichen Charakter trug auch das letzte Jahr der ersten Hälfte des Jahrhunderts, 1850.

Das Klingenthal, wo ein Wiederholungskurs der Artillerie abgehalten und das Gnadenthal, wo die deutschen Flüchtlinge einquartiert waren, nahmen einige Sorge der Behörden in Anspruch, dazu kam die Vollendung der Arbeiten zu St. Martin, wo schließlich der früher erwähnte Lettner, den zuerst der Männerchor durch Dr. Karl Brenner vergeblich im Großen Räte beantragt hatte, nach wiederholten, durch Dr. G. Bischoff gestellten Begehren der Liedertafel und des Gesangsvereins gebaut worden war.

Erst das folgende Jahrzehnt brachte wieder einen wesentlichen neuen Aufschwung in die Bauhätigkeit unserer Stadt. Es hängt dies zusammen mit den ruhigeren politischen Zeiten sowohl in der Eidgenossenschaft, welche der Segnungen der neuen Bundesverfassung teilhaftig ward, als in Europa überhaupt, wo die Politik Napoleons III. einen ungeahnten materiellen Aufschwung herbeiführte. Für Basel im speziellen kam noch der Umstand in Betracht, daß um jene Zeit derjenige Architekt von Paris heim kehrte, der dann vermöge eigenen Talentes und günstiger äußeren Konstellationen der Basler Baukunst für lange Zeit seinen Stempel aufgedrückt hat: Johann Jakob Stehlin.

